

Erfahrungsbericht zum Studienaustausch

von: Johannes Daniel Max Weis
wohnhafte in: Hinterer Rindweg 26
68526 Ladenburg
e-Mail-Adresse: j.weis@gmx.de
Heimathochschule: Staatliche Hochschule für Musik und
Darstellende Kunst Mannheim
Gasthochschule: Hartt School of Music / University of
Hartford
Studienfach: Schulmusik
Studienziel: Staatsexamen
Semester: 5 / 6
Zeitpunkt: August 2008 – Mai 2009
Jahrgang: 2006

Vorbereitung des Aufenthaltes

Nachdem ich von meiner Hochschule nach Abschluss des Auswahlverfahrens für das Austauschprogramm im Zuge des Baden-Württemberg-Stipendium vorgeschlagen war, kümmerte ich mich umgehend um die nächstliegenden Angelegenheiten: Visum, Flug, und Unterkunft.

Für das Visum musste ich mir zunächst gegen eine Gebühr von 10 Euro einen Termin bei der amerikanischen Botschaft in Frankfurt geben lassen. Auf der Webseite der Botschaft erfuhr ich, dass Termine je nach Auslastung erst in bis zu vier Wochen verfügbar sein können. Das Anmeldeverfahren läuft ausschließlich über Online-Formulare; für Fragen steht lediglich eine teure Hotline zur Verfügung. Die Formulare enthalten unter anderem eine ausführliche Liste über sämtliche benötigte Unterlagen.

Neben den Online-Formularen—auszudrucken vom Antragsteller—verlangt das Verfahren die Zahlung einer Antragsgebühr in Höhe von 120 Euro. Obacht: Den Beleg hierfür erhielt ich von einer Drittfirma namens Roskos & Meyer, welche für die Zustellung per Einschreiben wiederum bis zu 10 Werktagen benötigt.

Sehr wichtig ist außerdem das Formular I-20¹, welches ich vom International Office meiner Gasthochschule beantragen musste. Die Gasthochschule stellt das Formular erst aus, wenn der Austausch besiegelt und der Student von der Gasthochschule angenommen ist. In meinem Fall verlief dies aus zeitlichen Gründen etwas unglücklich; ich musste mehrmals persönlich mit meinen Sachbearbeitern telefonieren.² Mit Hinblick auf internationale Postwege und die üblichen Behördenprozesse sei also auch hier Eile geboten.

Auf Anraten meiner Vorgänger besorgte ich mir mein Flugticket *vor* meinem Termin bei der Botschaft; offensichtlich zeugt dies neben einem zusätzlich benötigten „Bank Statement“ von ausreichender Liquidität und beschleunigt den Antragsprozess. Nachdem ich meine Papiere beisammen hatte, verlief der Besuch bei der Botschaft ohne Komplikationen (abgesehen von etwa zwei Stunden Wartezeit vor Ort), und eine freundliche Sachbearbeiterin händigte mir mein Visum noch vor Ort aus—drei Tage vor meinem Abreisetermin.

Noch vor meiner Abreise hatte ich auf www.facebook.com, dem internationalen Pendant zu StudiVZ, einige Studenten aus Hartford kennengelernt. Sie waren mir nach meiner Anreise mit vielen Details, vor meiner Anreise aber vor allem bei der Wohnungssuche behilflich. Bald hatte ich die Telefonnummer eines Studenten, der auf der Suche nach einem dritten Mitbewohner für eine WG in Uni-Nähe war. Nachdem wir Mietverträge per Fax ausgetauscht hatten, ließ ich ihm per Paypal (www.paypal.de) die Kautionszahlung zukommen, und sicherte mir somit noch vor meiner Ankunft eine Bleibe für das Jahr.

Studium im Gastland

Ich hatte meinen Flug vorsichtshalber für zwei Wochen vor Semesterbeginn gebucht. Ich hatte also genug Zeit, die Gegend zu erkunden, und mich auf dem Campus zurechtzufinden. Zunächst kümmerte ich mich um offizielle Angelegenheiten: Ich meldete mich beim Connecticut

¹ Das Formular I-20 wird für das F1-Visum benötigt. Für gewöhnlich bewerben sich Austauschstudenten aber auf ein J-Visum, für welches sie ein entsprechendes Formular DS-2019 benötigen.

² Für die Telefonate habe ich aus Kostengründen auf den Internettelefonservice www.peter-zahlt.de zurückgegriffen.

Department of Higher Education (dem amerikanischen Kooperationspartner für den Austausch), schrieb mich an der Uni ein, besorgte mir einen Studentenausweis, und organisierte zusammen mit meinem Advisor meinen Stundenplan.

Die University of Hartford ist eine mittelgroße Universität mit etwa 7.000 Studenten. Sie beherbergt Fakultäten in fast allen Bereichen—die Hartt School deckt hierbei den Bereich der Musik. Ihr Ruf kommt dem von Yale oder Julliard zwar nicht gleich, fachlich gesehen steht sie den beiden Exzellenzhochschulen allerdings kaum nach. Im Instrumentalbereich unterrichten mehrere verdiente und bekannte Professoren (u. a. Oxana Yoblanska, Klavier; Andy LaVerne, Jazzklavier; Cherie Caluda, Gesang), und im Bereich Musikpädagogik unterrichten dort John Feierabend und Clark Saunders, zwei ausgezeichnete und hochangesehene Kompetenzen auf dem Gebiet. Die Vorbereitung der Studenten auf die Lehrpraxis fußt dort auf neuesten Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie, mit Edwin Gordon als ideellem Vater der modernen musikalischen Begabungs- und Fähigkeitsforschung.

Die Organisation des Studiums unterscheidet sich zumindest äußerlich von den Strukturen des Staatsexamens, welches ich an meiner Heimathochschule anstrebe. Bachelor und Master sind die gängigsten Studienziele; zusätzlich stellt der DMA („Doctor of Musical Arts“) eine spätere Fortbildungsmöglichkeit dar. Ich hatte allerdings als nicht-matrikulierter Austauschstudent bei der Wahl meiner Kurse eine gewisse Freiheit, sodass ich das amerikanische Hochschulsystem strukturell nicht bis ins Detail erlebte.

Das Klima an der Hartt School stellte sich als sehr offen, intim, und persönlich heraus. Zum einen lag dies sicherlich an der geringen Zahl von 600 Studenten, zum anderen scheint dies aber auch ein Merkmal amerikanischer Hochschulen zu sein. Nicht selten legten mir Professoren nahe, sie doch beim Vornamen anzureden, und die Studenten erfahren individuelle Betreuung bei inhaltlichen sowie organisatorischen Problemen. Meine Mitstudenten waren mir gegenüber extrem aufgeschlossen, luden mich auf Ausflüge, Unternehmungen und Partys ein, und zeigten sich interessiert an meiner Herkunft, Sprache, und dem Hochschulleben in Deutschland.

Ein augenfälliges Merkmal amerikanischer Universitäten sind die zahlreichen Wohnheime (oder „Dorms“), die sich direkt auf dem Campus befinden. Trotz beträchtlicher Mietbeträge und Essenspreise ziehen es die meisten Studenten vor, „on campus“ zu wohnen und die Cafeterien der University in Anspruch zu nehmen. Viele Wohnheime haben daher noch nicht einmal Küchen, allerdings befindet sich in jeder Wohnung eine Mikrowelle. Aufgrund dieser Situation spielt sich der größte Teil des Studentenlebens in Amerika an der Uni ab, häufig organisiert durch Burschenschaften („Fraternities“, kurz „Frats“), Uni-Clubs, und ein mit Hochschulgeldern finanziertes „Campus Activity Team.“ Ich hatte mich noch vor meiner Abreise um ein Zimmer in einer WG außerhalb bemüht, was für Master-Studenten wiederum nicht ungewöhnlich ist.

Aufenthalt im Gastland

Etwa 500 Meter entfernt von meiner Wohnung in Hartford befindet sich das Mark-Twain-Haus. Dort hat der berühmte Schriftsteller, mit bürgerlichem Namen Samuel Langhorne Clemens, sein Leben zwischen 1871 und 1888 verbracht. Sinnigerweise hatte ich mir einen seiner berühmten Aphorismen als Leitspruch für das Austauschjahr gewählt: „Travel is fatal to prejudice,“ schrieb er im Jahr 1869. Ich nahm mir allerdings die Freiheit, den Spruch in zwei Richtungen zu

interpretieren. Die eine, die offensichtliche, nahm ich zum Anlass, Vorurteile abzubauen und mich in kulturellen Dingen eines besseren belehren zu lassen; die andere, indirekte Bedeutung tat sich mir auf, als ich während meines Aufenthaltes leider manches Vorurteil gegen erlebte Tatsachen austauschen musste.

Als Beispiel für letzteres sei hier das Konsumverhalten vieler Amerikaner erwähnt. Bei meinem ersten Einkauf fiel mir auf, wie verpackungslastig der Großteil der im Supermarkt angebotenen Artikel ist. Die meisten Waren gerade im niedrigeren Preisbereich waren von minderer Qualität und luden quasi zum baldigen Wegwerfen und Neukauf ein. Trotzdem (oder gerade deswegen) ist der Lebensunterhalt in Amerika für konsumbewusste Bürger vergleichsweise teuer. Zusätzlich zu den sehr hohen Mietpreisen (durchschnittlich \$500 für ein Zimmer in einer Studenten-WG in einer Stadt, der die üblichen Verteuerungsfaktoren fehlen) sind ökologisch und ökonomisch nachhaltig hergestellte Lebensmittel teurer als in Deutschland. Der durchschnittliche Amerikaner greift also schon aus finanziellen Gründen eher zu den billigen importierten und mit Pestiziden behandelten Äpfeln; wenn nicht sogar der gesamte Speiseplan aus Fertiggerichten mit fragwürdigem Nährgehalt besteht.

Im selben Zuge möchte ich kurz auf die amerikanische Autofahrmentalität eingehen. Der Preis für eine Gallone Benzin ($\approx 3,78$ Liter) schwankte während meines Aufenthaltes zwischen 1,20 und 2,50 Dollar. Das ergibt einen Literpreis von unfassbaren 23 – 47 Eurocent. Dieser Preis wird u. a. durch umfassende Subventionen des Staates ermöglicht und impliziert eine gewisse „staatliche Mobilitätsgarantie.“ Das Recht auf ein Auto und auf die Möglichkeit, dieses zu unterhalten und zu befeuern, kommt im Geiste vieler Amerikaner einem Grundrecht gleich; wenn ich in Gesprächen nebenbei erwähnte, ich habe nur ein Fahrrad, begegnete man mir allgemein mit Unglauben. Trotz herrschender Geschwindigkeitsbegrenzungen von maximal 65 mph (≈ 105 km/h) habe ich weitaus mehr leistungsstarke Autos gezählt als in Deutschland; und im ganz gewöhnlichen Stadtverkehr bewegten sich nicht selten großräumige Pickup-Trucks—nicht etwa mit geladener Ware, sondern mit einer Mutter am Steuer, die ihre Kinder zum Fußball fuhr.

Alledem kann ich allerdings mehrere äußerst positive Erlebnisse entgegensetzen. Vor allem unter meinem Freundeskreis an der Hochschule befanden sich mehrere Studenten, die jedem Klischee zum trotz Fahrrad fuhren, spritsparende Autos besaßen, und sich über ihr Einkaufsverhalten extrem bewusst waren. Gerade ältere Studenten im Masterstudiengang erlebte ich als verantwortungsbewusst und sehr erwachsen. Im Vergleich zu einer früheren Urlaubsreise an die Westküste der Vereinigten Staaten 2006 waren die meisten Menschen, mit denen ich zu tun hatte, sehr aufgeschlossen gegenüber meiner Herkunft und zeigten sich interessiert an meiner Kultur und Sprache. Nachdem ich mich in kurzer Zeit an die kleinen Unterschiede gewöhnt hatte, konnte ich mich bald voll und ganz auf mein Studium konzentrieren.

Während meines Aufenthaltes unternahm ich mehrere Ausflüge in die umliegenden größeren Städte; so fuhr ich nach New Haven, Northhampton und Boston (beide in Massachusetts) und (natürlich) New York. Mit der Busbetreibergesellschaft „Peter Pan / Greyhound“ kommt man in Neuengland vergleichsweise preiswert von Stadt zu Stadt (Hartford—New York für ca. \$30). New Haven ist eine idyllische Hafenstadt mit hohem Studentenanteil; die Yale University lockt mit beeindruckenden klassischen Konzerten. Northhampton ist berühmt für den alternativen Lebensstil eines Großteils der Bürger; in den Galerien, Theatern und Konzerthäusern wird vom Straßentheater bis zur zeitgenössischen Kunstausstellung so ziemlich alles geboten. Bostons Flair ist vergleichbar mit dem New Yorks; allerdings spielt sich hier alles in wesentlich kleinerem Rahmen ab. Zu New York selbst will ich nicht viele Worte verlieren, vielleicht nur eines: Man kann dort gut und gerne zwei Wochen verbringen.

Praktische Tipps

Für das Reisen erwiesen sich altbewährte Ratschläge als durchaus angebracht: Handgepäck nicht zu schwer, Reisedokumente in separater Tasche für schnellen Zugriff, Unterlagen vorsortieren für schnelle Abfertigung. Ich hatte mir für den Gang durch den Zoll und für die Grenzkontrolle einen Ordner angelegt mit allen wichtigen Dokumenten die meinen Austausch betrafen; dadurch hatte ich stets alles Nötige parat und musste nicht in den Untiefen meines Rucksacks wühlen.

Wer eine private WG in Betracht zieht, sollte sich vor dem amerikanischen Mietrecht in Acht nehmen und Verträge besser zweimal durchlesen. Eine dem deutschen Mieterschutzbund vergleichbare Organisation existiert in den Staaten nicht, und viele Verträge beinhalten Klauseln, die dem deutschen Mietrecht keine Sekunde standhielten. Insbesondere Verträge mit Gesamtschuldnerschaftsparagrafen können bei Zahlungsunfähigkeit eines Mitbewohners verhängnisvoll und teuer werden.

Für die Dauer des Aufenthaltes lohnt es sich, bei einer amerikanischen Bank ein kostenloses Studentenkonto zu eröffnen. Das ist für gewöhnlich in zehn Minuten erledigt, und der Student hält anschließend seine überlebensnotwendige Debit-Card in Händen. Mit dieser kann man für gewöhnlich immer, überall und alles zahlen. Die Plastikkarte als Zahlungsmittel ist in den Staaten viel weiter verbreitet als in Deutschland; Bargeldzahlungen werden mitunter mit verständnislosen Blicken quittiert. Direkt auf dem Campus der University of Hartford befindet sich eine Filiale und mehrere ATMs (Geldautomaten) der Bank of America (welche mit der Deutschen Bank kooperiert).

Lästige Gebühren für internationale Überweisungen lassen sich mit dem Online-Finanzdienstleister Paypal umgehen. Paypal wird für gewöhnlich als Zahlungsmittel für Einkäufe bei Ebay oder ähnlichen Plattformen benutzt; nach Abschluss eines Geschäfts bucht Paypal den bestimmten Betrag vom eigenen Bankkonto ab und schreibt ihn dann dem virtuellen Paypal-Konto des Empfängers gut. Mann kann allerdings per Überweisung von einem deutschen Konto aus das eigene Paypal-Guthaben aufladen, und anschließend wieder auf ein neues Konto abbuchen—z.B. auf eines der Bank of America. Dieser Vorgang dauert zwar insgesamt bis zu sechs Werktage, ist aber kostenlos.

Persönliche Wertung des Aufenthalts

Als meine Freunde mich nach meiner Rückkehr fragten, ob mir der Auslandsaufenthalt denn gefallen habe, lautete meine Antwort zunächst: „Ich würde es wieder machen.“ Ich halte diese Formulierung für sehr angebracht, weil sie ein positives Fazit impliziert, Negatives aber nicht ausschließt. Denn wenn mir mein Aufenthalt auch unbeschreiblich wertvolle Erfahrungen beschert hat, so bestanden diese – wie im „gewöhnlichen“ Studienalltag auch – aus erfreulichen wie unerfreulichen Momenten und Situationen. In der Rückschau überwiegen die angenehmen Erinnerungen, und auch die weniger angenehmen mehren ja bekanntlich den Erfahrungsschatz.

Durch ständigen Kontakt und Austausch mit amerikanischen Studenten konnte ich meine Sprachkenntnisse um ein Vielfaches erweitern. Wenn ich auch vorher schon sehr flüssig Englisch sprechen und schreiben konnte, weiß ich nun, dass ich auch mich auch im Alltag umgangssprachlich behaupten kann.

Die Ostküste stellte für mich eine angenehme kulturelle Umgebung dar, an welche ich mich nicht lange gewöhnen musste. Auf diese Weise konnte ich mich schnell auf mein Studium im Ausland konzentrieren und dem Austauschjahr nicht zuletzt auf akademischer Ebene Beflügelndes abgewinnen.